

(Nachdruck verboten.)

42)

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Augenscheinlich ist's eine Frau, dachte Schäfer, als er endlich dazu gelangte, wenigstens von der Seite ihr verschleiertes Gesicht sehen zu können. Aber hübsch ist sie unter allen Umständen, bestätigte er sich. Auch nicht zudringlich gekleidet, gar nicht berufsmäßig. Freilich, eine Frau, das war am Ende doch nichts. Vielleicht stand gar der Gatte daneben. Er musterte alle Männer in der Nähe. Sie schauten nun zwar lächelnd bald auf ihn, bald auf sie; aber ein gattenmäßiges Gesicht machte keiner dabei.

Wie lange wollte sie denn da noch stehen? Er konnte ihr doch nicht geradezu einen Puff versetzen, zumal alles auf ihn aufmerksam geworden war.

Schon wollte er weiter gehen. Es würde ja doch nichts werden. Da drehte sie sich um und sah ihn an, als wüßte sie, daß er sie die ganze Zeit beobachtet hatte.

Er winkte leicht mit den Augenlidern. Da trennte sie sich endlich von dem Schaufenster. Schäfer sprang sofort zierlich an ihre linke Seite, küßte äußerst höflich den Hut, machte eine tadellose Verbengung und schritt neben ihr weiter.

Die Herren am Schaufenster hatten sich in dem Augenblick, da die Dame wieder auf die Straße trat, umgewendet und sahen den beiden lächelnd, schmunzelnd nach.

„Hübsches Weibchen!“ sagte der eine. „Der Kerl hat Glück,“ meinte ein anderer. „Er fängt's aber auch nicht dumm an!“ lobte ein dritter.

Diese Männer, die sich nicht kannten, die sonst gewiß unter keinen Umständen auch nur ein Wort mit einander gewechselt hätten, ohne daß eine gegenseitige förmliche Vorstellung vorangegangen — denn sie gehörten alle den besseren Ständen an —, fühlten sich durch diese Begebenheit auf einmal so zusammengehörig, wie eine Familie, daß alle Formen des guten Tons überflüssig waren.

Mit dieser Dame verbrachte Schäfer seine Zeit, ohne überhaupt die Bibliothek zu Gesicht zu bekommen; während sich Magda um ihn quälte mit ihrer Liebe.

Erst am dritten Morgen wurde ihm dies Treiben bitter und schmeckte schal, so daß er die Dame schleunigst sitzen ließ.

Nun war es ihm aber auch sofort ein höchst unangenehmer Gedanke, wieder in das Nest zurückzukehren. Wieder lockte es ihn, einfach von hier nach Berlin zu reisen und sich seine Sachen dahin nachschicken zu lassen. Aber diese Fahrt dauerte dreimal so lang, als wenn er zu Otto und Magda zurückkehrte; und eine so lange Eisenbahnfahrt war ihm bei seinen jetzt angegriffenen Nerven schrecklich. Es würde doch auch höchst unanständig sein, so zu verschwinden. . . . Jawohl, höchst unanständig! Anstand that ihm aber jetzt wieder wohl, nachdem er ihn drei Tage gründlich entbehrt hatte.

Jedenfalls würde er aber nur noch ein paar Tage in dem Nest bleiben. Für seinen Roman, der nun selbstverständlich nicht ins Jahr achtundvierzig zurückverlegt würde, konnte er doch nicht mehr viel dort profitieren. Für Magda empfand er nicht mehr die geringste Zuneigung, der Aufenthalt in ihrem Hause besaß also keinen Reiz mehr.

Je näher die Stunde kam, wo er wieder zur Bahn mußte, um so deprimierter fühlte er sich. Per, schenßlich, wie er drauflos gehaut in diesen drei Tagen! Doch, daß er sich jetzt gestand, daß es schenßlich gewesen, und daß ihn das jetzt deprimierte, war entschieden Strafe genug für die Extravaganzen. Mehr konnte auch der ärgste Moralist nicht verlangen.

Er nahm erst noch ein Bad und trank darauf einige Cognacs zur Aufmunterung. Dann fuhr er ab.

Absichtlich benahm er sich jetzt von vornherein Magda gegenüber so harmlos, unterstrichen harmlos, daß ihr ja kein Zweifel bliebe über ihn. Daß sie dies Benehmen auch ganz anders auslegen konnte, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Auch an dem folgenden Tag änderte sich sein Benehmen nicht.

Otto mochte noch so gut aufpassen, es war nichts zu

finden, woraus er hätte folgern können, daß Schäfer Magda noch begehrte, „liebte“.

Das ist höchst sonderbar, dachte Otto beunruhigt. Was kann da vorgefallen sein? Es wäre ja noch schöner, wenn ich mich am Schluß doch noch verrechnet hätte! Wird ihm mal heut Abend ein wenig auf den Zahn fühlen, was er in der Stadt getrieben hat.

Magda wurde auch unruhiger, als sich Schäfer nicht im geringsten änderte. Als hätte er ganz vergessen, wie er vor drei Tagen gewesen!

Wenn sie ihn dann aber ansah, wie er so bleich und elend war, beruhigte sie sich wieder. Herrlich, wie er sich zusammennehmen und beherrschen konnte! Der gute, edle Mensch!

Sie legte es förmlich darauf an, ein Gespräch mit ihm in Gang zu bringen, daß er sich ihr erklären müßte und es klar würde zwischen ihnen. Daß er wieder besser aussähe und sich nicht mehr so zu plagen brauchte. Aber er wich geschickt aus oder machte sarkastische Wiße wie in früheren Tagen. Da konnte sie nicht von dem sprechen, was ihr das Heiligste war.

Wenn Otto sie heute einmal länger allein ließ, ging auch Schäfer fort. Es war ihm peinlich, mit ihr allein zu sein, weil er fürchtete, sie würde ihm jetzt noch nachträglich Vorwürfe machen über sein unverantwortliches Betragen vor seiner kleinen Reise. Er redete sich das wenigstens ein, wenn er auch recht wohl ahnte, daß sie ihn immer noch liebte. Aber er wollte das nicht sich selbst bekennen, weil er sich dann zu sehr seiner selbst hätte schämen müssen. Sie muß ja völlig blind sein, wenn sie nicht merkt, daß ich nichts mehr mit ihr zu schaffen haben will. Ist sie das nicht, so wäre es unweiblich, mich noch zu lieben, ist sie aber wirklich blind, was kann ich dazu? Dann ist es ihre Schuld, dann kann ich ihr nicht helfen.

Er brauchte sich keine Vorwürfe mehr zu machen, denn er benahm sich jetzt so korrekt wie nur denkbar.

Am Abend, als Magda zu Bett gegangen, führte Otto seine Absicht aus, Schäfer auf den Zahn zu fühlen.

Otto glaubte bestimmt zu wissen, daß Schäfer sich in der Stadt mit Frauenzimmern herumgetrieben. Er dachte ferner, daß es Schäfer peinlich sein würde, da er ja doch zu Magda eine heftige Leidenschaft gefaßt, wenn er ihn darauf brächte. Deshalb versuchte er auf die Weise dahinter zu kommen, wie es im Augenblick mit Schäfers Leidenschaft für Magda stände, daß er vorsichtig anfang, von ihr zu sprechen, sie zu loben, um nach und nach zu der Frage kommen zu können, wie sie Schäfer eigentlich gefiele.

Schäfer merkte das sofort, da er ein schlechtes Gewissen hatte, und erschrak nicht wenig, als Otto immer mehr auf dies Ziel losging, herauszubekommen, wie Schäfer zu Magda stände.

Er hat offenbar doch was gemerkt, dachte Schäfer. Das wäre ja sehr fatal. Doppelt unangenehm, wo jetzt gar kein Grund zu derlei mehr vorliegt. Es war entschieden am praktischsten, er erzählte von seinen drei Tagen in der Stadt, und zwar ganz offen und ohne jede Zurückhaltung.

Es war gut, daß Otto etwas im Schatten der Lampe saß, sonst hätte sich Schäfer wohl entsetzt über die Gesichter, die Otto zu Schäfers Erzählung machte.

Du gemeiner Hund! dachte Otto. Also so einer bist du? Er wurde immer wütender. Am liebsten wäre er aufgesprungen und hätte Schäfer ins Gesicht gesagt, was er von ihm halte. Aber nein, lieber noch ein wenig warten, bis er ganz genau wüßte, wie es stand.

Als Schäfer zu Ende, schwieg auch Otto zunächst.

Aha, dachte Schäfer erfreut, es war das richtige. Jetzt macht er sich klar, daß gar kein Grund zur Eifersucht vorhanden ist.

Nach einigen Minuten sah Otto auf und fragte: „Hör mal, da wir doch gerade bei solchen Gesprächen sind, wie steht's denn? Denkst Du nicht auch allmühtlich daran, Dir ein Weib zu nehmen?“

„Was?“ sagte Schäfer ganz erstaunt. „Daran denk' ich im Traum nicht. Das fällt mir ganz und gar nicht ein!“

„Wird Dir diese Junggesellenwirtschaft denn nicht auf die Dauer öde?“ forschte Otto, der seinen schönen Plan immer noch nicht aufgeben wollte.

„Manchmal wohl, manchmal nicht,“ meinte Schäfer phlegmatisch. „Aber wenn auch mal so ein Gedanke kommt, ich krieg' ihn bald runter. Wenn man erst mal in die Dreißig gekommen ist, wird man zu bequem zum Seiraten, scheut man die Umstände.“

„Ich finde das direkt unmoralisch,“ getraute sich Otto einzutreten.

Schäfer sah ihn spöttisch an und lächelte nachsichtig.

„Du brauchst mich nicht absichtlich falsch zu verstehen,“ erklärte Otto gereizt. „Ich meine das selbstverständlich nicht im gewöhnlichen Sinn. Für so 'nen Esel brauchst Du mich wirklich nicht zu halten. Ich meine nur, . . . man ist's seiner Nation schuldig,“ sagte er dann, selbst erleichtert, daß ihm dies eingefallen.

„So lange eine Nation noch solche Ueberschüsse an Geburten aufweist wie die unsre, sind' ich das überflüssig. Offengestanden, ich hab' absolut kein Talent, mich fortzupflanzen, Familienvater zu spielen, und was damit alles zusammenhängt.“

Otto schwieg, weil er so nur an sich zu halten vermochte mit seinem Zorn. Nur konnte er sich nichts mehr vormachen. Schäfer war in der That wieder losgekommen von der Angel, an der er sich schon so schön festgebissen. Verdammtes Pech! Jahr hin, du schöner Plan!

Am liebsten wäre er aufgesprungen und hätte Schäfer geohrfeigt. Aber das war ja Unsinn, das hätte ihn womöglich verraten und lächerlich gemacht. Es war gerade genug, daß er sich vor sich selbst blamiert hatte.

Beide schwiegen eine lange Zeit. Dann stand Schäfer auf und sagte gute Nacht. Auch Otto ging bald zu Bett, ohne aber gleich in seinem Aerger Ruhe finden zu können. Und das ärgerte ihn nicht am wenigsten bei der ganzen Geschichte.

Es herrschte eine gereizte Stimmung im Haus.

Magda wurde auch mißgestimmt und verlor nach und nach die schöne Sicherheit ihrer Liebe.

Schäfer kam sich vollständig überflüssig vor und wartete nur mit Ungeduld auf die neue Woche, um sich mit Anstand verabschieden zu können. Diese Magda mit ihren weichen, forschenden Augen wurde ihm immer unbequemer. Sie schien sich immer noch etwas in den Kopf zu setzen.

Blödsinn machte Otto seinem Aerger Luft. Er war sehr froh, daß er einen schädlichen Anlaß dazu fand. Es war ihm nämlich hinterbracht worden, daß Magda bei den Frommen gewesen. Er schalt darüber auf das maßloseste.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Verdächtige Zimmerpflanzen.

Unsre Vorfahren fanden mehr Geschmack an Gewürzweinen als wir. Sie benutzten dieselben zum Teil auch als Heilmittel. Lange erkante sich bei ihnen der Schlüsselblumenwein eines besonderen Ansehens. Die gelbe Blume, die mit Frühlingsbeginn unsere Wiesen schmückt, wurde von der pflanzenkundigen Hildegard, die im 12. Jahrhundert auf dem Rupertsberge bei Bingen Rebisin war, als Heilmittel gegen Melancholie angepriesen und darum wohl auch „Himmelschlüssel“ genannt. Noch vor hundert Jahren gab S. J. Weiler in ihrem 1801 erschienenen „Augsburgischen Kochbuch“ ein Rezept zur Bereitung dieses Weins an.

Es gehörten dazu 24 Maß Wasser, 14 Pfd. Kanarienzuder, 3 Pfd. Schlüsselblumen, 3 Citronen und 3 Löffel Bierhese; 3 Tage sollte die Mischung gähren; dann setzte man 6 Maß Wein dazu und ließ das Faß vier Wochen im Keller ruhen.

Aus den Blüten und Wurzeln der auf trockenen Wiesen wachsenden Apothekerprimel bereitete man früher Tinkturen, die als beruhigend und nervenstärkend galten.

Heute beschäftigen verschiedene Primelarten unsre Aerzte. Es handelt sich aber dabei nicht um deren nützliche, sondern recht lästige, schädliche Eigenschaften. Unter den Pflanzen, die während des Winters unsre Fenster und Blumenstücke mit ihren Blüten schmücken, nehmen einige aus dem fernem Osten eingeführte Primelarten eine hervorragende Stelle ein: die sinesische Primel erfreut uns durch ihre weißen und in verschiedenen Nuancen von rot prangenden Blüten, und ebenso beliebt ist die Becherprimel (*Primula obconica*).

Vor elf Jahren wurde in der Zeitschrift „Garten und Forest“ zum erstenmal berichtet, daß die Verührung der *Primula obconica* eine Hautentzündung verursacht habe. Dann mehrten sich ähnliche Berichte; in einigen wenigen Fällen wurden ähnliche Wirkungen auch der sinesischen Primel zugeschrieben.

Bei den betreffenden Kranken trat etwa zwei bis sieben Stunden nach der Verührung der Primel unter Jucken und Brennen eine

lebhafte Rötung und Schwellung der Haut ein; es bildeten sich an der befallenen Stelle Quaddeln, Bläschen und Blasen, die dann platten, Knoten und Vorken hinterließen, um allmählich abzuheilen. Die Hände, welche die Pflanze berührten, wurden zumeist von der Entzündung befallen, dieselbe wurde jedoch durch die Hände oft auch auf andre Körperstellen, wie Gesicht, Nacken, Schenkel usw. übertragen. Außer diesen örtlichen bemerkte man auch allgemeine Erscheinungen. Die Kranken fühlten sich unbehaglich, hatten Kopfschmerz, Frösteln, Appetitlosigkeit, litten an Schlaflosigkeit und mitunter wurde bei ihnen auch Fieber beobachtet.

Wird die schädliche Ursache beseitigt und jede weitere Verührung der Primeln vermieden, so gehen die heftigsten Erscheinungen in einigen Tagen zurück und auch die übrigbleibende Rötung und Schwellung der Haut verliert sich nach einigen Wochen.

In jüngster Zeit wurden auch Augenentzündungen beobachtet, welche durch die Primel verursacht wurden. Nach einer Mitteilung von Dr. Hilbert wurde eine 28jährige Frau von einer heftigen Schwellung des Gesichts und einer Augenentzündung befallen, nachdem sie an einer ihr eben geschenkten *Primula obconica* gerochen hatte. Neuerdings berichtete Dr. Peters in der „Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde“ über einen durchaus ähnlichen Fall, als dessen Ursache ein schönes Exemplar einer gefüllten weichen sinesischen Primel erkannt wurde.

Natürlich hat man sich bemüht, die Art und Weise, in welcher die genannten Pflanzen schädlich werden können, zu ermitteln, und vor allem mit der vorwiegend als gefährlich erkannten *Primula obconica* Versuche angestellt. Die Blätter und Stengel dieser Pflanzen besitzen zwei Arten von Haaren, von denen die einen weich, die andern spitz sind, an ihrem Ende bemerkt man eine mit gelblichem Sekret gefüllte Blase. Es ist nun weniger wahrscheinlich, daß die spitzen Haare die Haut durchbohren und so die Entzündung hervorrufen; es genügt vielmehr, die Flüssigkeit der Drüsenhaare allein auf die Haut zu bringen, um die Wirkung des reizenden Giftstoffs zu erzielen.

Als man nun diese Versuche machte, zeigte es sich, daß die Entzündung sich nur bei einem Teil der Personen einstellte. Man muß also wohl annehmen, daß nur eine geringe Zahl von Menschen gegen den Giftstoff empfindlich ist. Dr. Wolters schreibt darüber in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ folgendes: „Ich selbst habe an mir und einer Reihe von andern Personen versucht, durch Berührung, Bestreichung der Pflanze, durch Einreiben mit Blüten und Blättern, durch Benetzen mit alkoholischem, ätherischem Aceton-Extrakt von Blüten und Blättern eine Hautentzündung zu erzeugen, doch vergeblich. Dagegen haben zwei meiner Patienten, um festzustellen, ob meine Diagnose stimmte, aus sich, nachdem die Affektion wochenlang geheilt war, die Primel wieder berührt und von neuem die Affektion wieder bekommen. Ebenso ließ sich in einer Reihe von Fällen bei Reizidiven jedesmal eine unabsichtliche Verührung mit der Pflanze nachweisen. Weiterhin ist aber auch die Disposition, dadurch eine Erkrankung zu bekommen, eine ganz verschiedene, so sah ich ein Ehepaar, bei dem der Mann an den Verührungsstellen eine leichte, in einigen Stunden abklingende Urticaria (Nesselausschlag) bekam, während die Frau jedesmal ein heftiges Oedem (Anschwellung) mit Urticaria und Blasenbildung davontrug.“

Bedenkt man, in wie großen Massen die Primeln gezogen werden, daß die *Primula obconica* schon seit zwanzig Jahren eingeführt ist, und zieht man dabei in Erwägung, wie selten die Erkrankungen vorkommen, so gelangt man zu dem Schluß, daß nur recht wenige Menschen für diese Primelerkrankung empfänglich sind. Nichtsdestoweniger ist eine allgemeine Kenntnis der Thatsachen von Belang. Es sind z. B. zwei Fälle bekannt, in denen die Erkrankung jahrelang wiederkehrte und als Rose behandelt wurde; ihre Heilung erfolgte erst dauernd, als man die wahre Ursache erkannte und die Primeln aus den Wohnräumen der Patientinnen entfernte.

Verhältnismäßig wenig bekannt sind auch die giftigen Eigenschaften eines andern sehr beliebten Topfgewächses: des Oleanders. Alle Teile dieser Pflanze sind giftig und durch ihren Genuß sind schon selbst tödliche Vergiftungen verursacht worden. Dr. G. Schümmann berichtet über die Gefährlichkeit des Oleanders in seinem Büchlein: „Die Pflanzen-Vergiftungen“: Selbst die längere oder starke Verührung mit den Blättern erregt einen juckenden Ausschlag und eine Geschwulst, die in der Regel ärztlich behandelt werden muß. Schon die Ausdünstung dieses Strauchs wirkt nachteilig, weshalb man die Pflanzen in größerer Anzahl nie in Wohn- oder Schlafzimmern dulden sollte. Sehr gefährliche Folgen kann die äble Gewohnheit haben, Blütenzweige davon in den Mund zu nehmen. So pflegen auch manche Konbitoren zur Garnierung von Torten und Eis Oleanderzweige zu benutzen; die davon Genießenden können froh sein, wenn sie mit gelinden Magen- oder Leibschmerzen davonkommen, denn weit ernstere Folgen können eintreten: wie Entzündung der Lippen, der Zunge, des Gaumens und des Magens, heftiges Erbrechen, Herzlopfen, Ohnmacht und selbst der Tod.

In Gärten und besonders Zimmern, wo Kinder sich aufhalten, stelle man diese heimtückische schöne Pflanze so, daß Kinder sie nicht erreichen können.

Auch der Goldregen wird vielfach als Topfpflanze gehalten, daß er in allen seinen Teilen giftig ist, weiß jeder. Viele glauben aber, daß er nur dann gefährlich wird, wenn man ihn isst. Aber sein Saft

ist so scharf, daß er gleichfalls Hautentzündungen verursacht. Schon sein Blütenstaub erregt ein Rotwerden und Jucken der Haut. Die Riste der schönen und doch verdächtigen Zimmerpflanzen (siehe sich erweitern. Da belauben wir mit Clematisarten (Waldreben) unsere Balkone und Veranden. Aber einige derselben sind durchaus nicht harmlos; man braucht nicht einmal nach der nicht auszurottenden Unsitte einer Blütenzweig in den Mund zu nehmen; schon durch die Ausdünstung der Pflanzen kann man sich Kopfweh zuziehen. Auch die herrlichen Wiesenzarten haben giftige Wurzeln, schädlich ist auch die Knolle des so beliebten Alpenveilchens, und enthält nicht das liebliche in Massen getriebene Raigködchen in seinen Blättern und Blüten ein Herzgift?

Wer würde deswegen alle diese schönen Kinder der Flora aus unsren Zimmern vertreiben wollen? Sie können uns alle erfreuen, wenn wir mit ihnen richtig umgehen. Nur kennen müssen wir unsre Lieblinge und Pfleglinge, wissen, wie diese Schönen auch schädlich sein können. Dann ergeben sich die Vorsichtsmaßregeln von selbst. Leider wird diese Belehrung in den meisten Büchern, die für Blumenfreunde und Blumenliebhaber geschrieben sind, unterlassen. Es wäre gut, wenn man diese Lücke ausfüllen wollte. —
C. Falkenhofst.

Kleines Feuilleton.

— **Chinesische Pagoden.** Der „Söhn. Jg.“ wird geschrieben: Nicht den Pagoden verhält es sich ähnlich wie mit dem Kopf: sie sind nicht so urwüchsig, wie gewöhnlich angenommen wird. Wie an einem ägyptischen Landschaftsbild ohne Pyramide, scheint an einem chinesischen ohne Pagoden etwas zu fehlen, so sehr sind wir an sie gewöhnt. Weiter als ins dritte Jahrhundert nach Christus, wo die chinesische Geschichte doch schon etwa dreitausend Jahre alt war, reichen auch sie nicht hinauf. Denn sie sind nicht einheimischen, sondern fremden Ursprungs, da sie mit dem Buddhismus aus Indien ins Land gekommen sind. Das Bewußtsein davon ist fast überall im Volk verloren. Jetzt schreibt man ihnen nur noch geomantische Bedeutung zu. Die Pagoden spielen in dem merkwürdigen, Fengshui genannten Glauben an die allgegenwärtige Einwirkung der Geister des Winds und des Wassers eine große Rolle. So sagen z. B. die Geomanten von Kanton, die betriebene Stadt mit ihren beiden Pagoden gleiche einer reich besetzten Däumle mit zwei Nasen, ein Gleichnis, das dem Volke sehr gefällt. Die Pagoden haben die Kraft, alle guten Geister herbeizuziehen und alle übelwollenden fernzuhalten. Eine Stadt ohne Pagode würde sehr geringe Aussicht haben, daß ein aus ihr gebürtiger Kandidat die großen Prüfungen bestände. Hiernach wird es nicht wundernehmen, daß es überhaupt keine chinesische Stadt ohne wenigstens ein solches Bauwerk gibt; die meisten können zwei oder mehr aufweisen, so Peking innerhalb und außerhalb der Mauer ihrer sechs. Seitdem um das Jahr 250 nach Christus die erste Pagode in Kanton erbaut wurde, müssen sie sich ziemlich rasch vermehrt haben, denn die meisten machen jetzt einen verwitterten Eindruck, obgleich man sehr viel besseres und widerstandsfähigeres Material dazu verwandte, als zu irgendwelchen andern chinesischen Bauwerken. Gelegentlich sollen auch jetzt noch einzelne errichtet werden. Wahrscheinlich ist dies nur dann der Fall, wenn ein Ort zur Stadt gemacht wird, was aber in China, wo es wahrlich schon Städte genug gibt, recht selten vorkommt. Nach Williams giebt es im ganzen Reiche mehr als 2000 Pagoden. Sie verleihen dem kirchturnlosen Lande entschieden einen hübschen architektonischen Schmuck. Ihre ursprünglich etwas steilen Linien erscheinen meistens durch das Alter gemildert. Hier und da haben sich Steine gelodert und sind herausgefallen und in den Lücken haben dann Vögel oder der Wind Samen getragen, die zu Gras und Sträuchern geworden sind. Gerade weil sie oft an Minnen erinnern, machen diese Türme auf den beschauenden Europäer, dessen Auge in den überall gleichmäßig einfachen chinesischen Städtebildern sonst fast nie länger gefesselt wird, einen gefälligen und wohlthuenden Eindruck.

Die Pagoden bestehen aus verschiedenen Stockwerken, meistens aus sieben oder neun, wie denn diese Chinesen durchweg eine große Vorliebe für ungerade Zahlen haben. Der berühmte Porzellanturm in Kanton ist nichts anders als eine besonders prächtige Pagode; man wollte ihn eigentlich auf dreizehn Stockwerke bringen, aber der Bau verschlang so große Summen, daß man sich auf neun Stockwerke beschränkte, deren Herstellung mehr als 12 Millionen Markt kostete. Als durchschnittliche Höhe der größten Pagoden wird 80 Meter angegeben. Der Porzellanturm war nicht weniger als 80 Meter hoch. Die Mauern sind unten von gewaltiger Stärke und erinnern an solche von alten Schlössern. Nach oben zu nehmen Umfang und Dicke der Mauern allmählich ab, bis der Umfang des neunten Stockwerks etwa ein Drittel des ersten beträgt. Jedes Stockwerk hat Oeffnungen, die ohne Thüren und Fenster sind, ferner immer einen Vorsprung oder Sims, der häufig die Form einer rings um das Gebäude führenden Galerie annimmt. Von dort ist die Aussicht auf die Stadt sowie auf das umliegende Land gewöhnlich sehr schön. Nicht alle Pagoden sind zugänglich. Einige befinden sich in einem so verfallenen Zustande, daß die Mandarinen ihren Besuch verbieten. Bei andern, deren Galerien keine Geländer haben, geschieht dasselbe, auch wenn sie gut erhalten sind, weil die in China sehr zahlreichen Selbstmörder allzu oft von dort oben den Sprung ins Jenenseits gemacht haben. Die Treppen sind zuweilen in der dicken Mauer angelegt, meistens aber innen an der Mauer, und dann

haben sie oft genug kein Geländer. Der Aufstieg erfordert in solchen Fällen völlige Schwindelfreiheit. Noch mehr ist diese nötig bei denjenigen Pagoden, die überhaupt ohne Treppen sind. Waghalsige Ausländer bestiegen gleichwohl auch diese mitunter. Sie lassen sich von umwohnenden Chinesen eine breite Latte geben, die von der Oeffnung eines unteren Stockwerks nach der Oeffnung des folgenden herübergelegt wird. Dann muß der beherzte Fremde diese improvisierte Brücke hinaufgehen. Ein Schritt oder das Nachgeben eines Steins, und er liegt mit zerstückelten Gliedern unten. Eine weitere Gefahr besteht darin, daß die begleitenden Chinesen auf den Einfall kommen können, die Latte wegzuziehen und den Ausländer in gänzlich hilfloser Lage oben zu lassen, bis er ihnen mehr Geld zahlt, als ursprünglich ausgemacht war. Solche Fälle sind thatfächlich vorgekommen. Obwohl die Pagoden selbst jetzt nur noch in wenigen Landesteilen religiösen Zwecken dienen, so sind doch recht häufig buddhistische Tempel an ihrem Fuße erbaut. Deren Mönche sind meistens sehr habgierig. Sie erwarten von jedem Fremden, der auf die Pagode hinaufsteigen will, ein Geschenk. Auch wenn die Chinesen die Pagode illuminieren wollen, was in einigen Gegenden, z. B. in Putschou, im Herbst geschieht, müssen sie dafür bezahlen. Eine von oben bis unten mit chinesischen Papierlaternen behängte Pagode gewährt an ruhigen Abenden einen ungemein prächtigen Anblick. —

Litterarisches.

— **Wolzogen über Hauptmann und Bierbaum.** „25 Jahre Litteraturgeschichte von mir aus“ betitelte Ernst von Wolzogen den Vortrag, den er am Dienstag in der „Leistungsgesellschaft“ hielt. Den Inhalt des Vortrags bildete ein ungezwungenes Aneinanderreihen und Schildern von Erlebnissen des Vortragenden in litterarischen Kreisen Weimars, Berlins und Münchens. Die „Alten“ und die „Jungen“ marschierten auf: Emanuel Geibel und Paul Heise, Theodor Fontane und Detlev von Liliencron bis zu den Allerjüngsten, Hugo von Hoffmannsthal, Peter Altenberg und Marie Medleine. Von all den Litteraten aber, die Wolzogen kennen gelernt, behandelte er nur zwei in etwas ausführlicherer Weise: Gerhart Hauptmann und Otto Julius Bierbaum.

Gerhart Hauptmann lernte Wolzogen in Berlin kennen. Hauptmann gehörte damals jener Friedrichshagener Schriftstellerkolonie an, zu der auch Strindberg, Bruno Wille und andre gezählt wurden. Der junge Hauptmann war, im Gegensatz zu den anderen larnenden Dichtergeistern, ein im wahren Sinne des Wortes „zugenöpfter“ Mensch — er trug sich à la Jäger — mit einem Gesicht, „halb das eines Heiligen, halb das eines Verbrechers“, dessen verträumte Augen mit den „nach unten gerichteten Blicken“ eine gar eigne Sprache redeten. Hauptmann war immer, selbst wenn die andern in der ausgelassensten Stimmung waren, still und wortkarg. Nur seinen vertrautesten Fremden las er gelegentlich — was außerordentlich selten geschah — Stellen aus seinen Dichtungen vor. In dem Helden seines Erstlingsdramas „Vor Sonnenaufgang“ hat sich Hauptmann selbst geschildert, der damals Temperenzler, Vegetarier, Jägerianer usw. war.

Eine ganz andre Persönlichkeit war Otto Julius Bierbaum, ein lebensfroher Gemüths Mensch, der im Bier- und kunstfertigen München seine zweite Heimat fand. Den „echten“ Bierbaum lernte Wolzogen gelegentlich eines Besuchs kennen. Bierbaum hatte sich in einer Schloßruine in der Nähe von Vogen häuslich niedergelassen. In diesem zu nemm Zehnteln zerfallenen Schloß waren nur noch zwei oder drei Zimmer bewohnbar. Eine steinerne, morische und verwitterte Wendeltreppe, deren Geländer ein Hansfritz bildete, führte zu den Wohnräumen empor. In dem einen Zimmer, das höher gelegen war, als die beiden andern und vordem wahrlich die den Turmwart beherrschte hatte, stand ein altes Klavier, das beim Spielen gleichzeitig eine Triangel und eine Pauke ertönen ließ; das war das „Harmonium“ des Schloßes. Rings um das Schloß breitete sich aber ein herrlicher Garten voll prächtiger Obstbäume. In diesem Garten traf Wolzogen den Herrn und die Herrin des Schloßes. Die Schloßherrin sah im Geiste eines Kirchsbaums. Sie hatte ein secessionistisches Gewand an — ein Kostüm, das Bierbaum selbst entworfen hatte — pflückte sich kirschchen vom Baum und heftete mit goldenen Fäden das Blütenpapier, das ihr Gemahl mit Versen beschrieb. Ein bunter Papagei, der auf ihrer Schulter saß, vervollständigte das Märchenbild. Bierbaum selbst, allerdings nicht secessionistisch gekleidet, sah „einen mittelalterlichen Ritter gleich unter einer Trauer-Eiche“ und — dichtete. —

Kulturgegeschichtliches.

— **Bogen und Pfeil.** In der letzten gemeinschaftlichen Sitzung des „Naturwissenschaftlichen Vereins“ in Hamburg und der „Gruppe Hamburg-Altona der deutschen Anthropologischen Gesellschaft“ sprach Dr. Hagen über „Bogen und Pfeil“. Während Bogen und Pfeil bei uns nur noch als Kinderspielzeug austritt, in England sportmäßig Verwendung findet, sehen wir dieses scheinbar so einfache Gerät noch in weitverbreiteter Benennung für Jagd und Krieg bei einer Reihe von Naturvölkern. Bei näherem Studium des Bogens gewahrt man bald, daß er je nach der Herkunft eine äußerst mannigfaltige Ausführung im einzelnen zeigt. Die dieses Gerät besonders als unterscheidendes Merkmal von Völkerguppen erscheinen läßt. Wann der Bogen erfunden wurde, läßt sich nicht einmal vermuten. Schon in den Funden der Steinzeit begegnen uns zierliche, aus Stein geschlagene Pfeilspitzen. Es

ist anzunehmen, daß der einfache Stabbogen an verschiedenen Stellen der Erde selbständig erfunden wurde. Doch erfordert selbst die Herstellung eines einfachen Stab Bogens ein großes Maß von Erfahrungen und Kenntnissen, die gewiß erst im Laufe von Jahrhunderten erworben sind. Das Material der Bogen ist je nach der geographischen Provinz recht verschieden. Die Indianer Brasiliens verwenden das sehr geeignete Palmenholz, ebenso die Melanesier, die nordamerikanischen Indianer greifen zum Holz der Eibe, Weide, Biele, des Ahorns und der Esche, während in Vorder- und Hinterindien der Bambusbogen weit verbreitet ist. Die afrikanischen Bogen sind meist wenig sorgfältig gearbeitet; nur die ostafrikanischen machen einen besseren Eindruck. Der Bogen ist in Afrika die Waffe der minder kriegerischen, zerstreut wohnenden Jäger und Ackerbauer, während die politisch fest organisierten Hirtenvölker der Steppe, z. B. Kaffern und Massai, den wichtigen Nahkampf mit Speer und Schild betreiben und die Bogenträger als Feiglinge bezeichnen. Auf Grund des äußeren Aussehens des Bogens lassen sich in Afrika eine Reihe scharf umschriebener Gruppen aufstellen. Besonders Interesse verdient eine durch doppelte Schweißung an den zusammengefügten asiatischen Bogen erinnernde Form, wie wir sie bei den Somali, übrigens im Besitz der verachteten Klasse, finden. Der zusammengefügte, reflexe Bogen ist über ganz Central-Asien verbreitet; Türken, Perser, Inder, Mongolen, Chinesen usw. bedienen sich seiner. Das wesentliche dieses Bogens liegt zunächst darin, daß er in der Ruhelage nach der entgegengekehrten Seite gebogen ist und, um ihn mit der Sehne bespannen zu können, erst herumgebogen werden muß, dann darin, daß er aus mehreren fest aufeinandergeleiteten Schichten zusammengesetzt ist, und zwar meist aus einem Horn- und einem Holzstab sowie einer dicken Sehnenhaut. So haben wir uns auch den Bogen des Odysseus zu denken. Einige altägyptische Bogen aus dem 13. und 7. vordringlichen Jahrhundert zeigen dieselbe Anordnung. Sie sind als aus Westasien eingeführte Objekte zu denken, während die einheimischen und die nubischen Söldner ihre einfachen Stabbogen beibehielten. Der japanische Langbogen ist nur aus 5 oder 6 Holzleisten zusammengesetzt, die mit Band sorgfältig umwickelt und überladet sind. Der asiatische Bogen macht auch in Nordwest-Amerika seinen Einfluß geltend, wo wir mit Sehnenhaut oder mit Sehnengelecht verstärkte Bogen finden. Die Eskimobogen sind aus kleinen Holz- und Knochenstücken zusammengesetzt und als zusammengefügte Bogen zu bezeichnen. Was die Spannung des Bogens anlangt, so lassen sich etwa sieben Methoden unterscheiden je nach dem Gebrauch der Finger. Von Interesse ist darunter die Spannmethode der alten Ägypter, Assyrer und Griechen, die die Sehne mit den Spitzen der drei mittleren Finger anzogen, den Pfeil zwischen Zeige- und Mittelfinger festhielten, während der Daumen untätig blieb. Zum Schuß der Fingerspitzen verwandte man lederne Fingerlinge. Umgekehrt wird bei der sogenannten mongolischen Spannweise die Sehne nur mit dem durch einen Steinring geschützten Daumen, der von innen nach außen um die Sehne gelegt wird, angezogen. Diese Spannweise wird von den Turcomanen, Chinesen, Japanern, Persern u. a. geübt. Die Rute, ein Volksstamm im Hinterlande von Kamerun, spannen die Sehne mittels eines über die Mittelhand geschobenen Holzrings. Gegen den scharfen Rückprall der Sehne ist das linke Handgelenk durch ein dickes Lederpolster geschützt. Einige Indianerstämme Brasiliens spannen, auf dem Rücken liegend, den Bogen mit den Füßen, um eine besonders kräftige Schußleistung zu erzielen. In Europa ist der Bogen bis zur Einführung der Feuerwaffen in Gebrauch gewesen, am längsten in England, wo der aus Ebenholz angefertigte manns- hohe Bogen noch 1627 von einer regulären Truppe geführt wurde. Die Ausstattung des Pfeils ist ebenfalls höchst mannigfaltig, so die Befiederung, die Kerbung, die Aufhängung und das Material der Spitze. —

Geographisches.

— Der große Sumpf des Wahr el Zaraf. In „The Geographical Journal“ beschreibt Ewart S. Gorgan seine Reise durch Afrika vom Cap nach Kairo. Auf dieser Reise berührte er auch den großen Sumpf des Wahr el Zaraf oder Wahr el Jebel, eines rechten, in nördlicher Richtung fließenden Nebenflusses des Wahr el Abiad. Der Wahr el Zaraf teilt sich nördlich von der Stadt Vor in zwei Arme und mündet mit ihnen, ehe sie sich wieder vereinigen, einen gewaltigen Sumpf, der sich nach Nordwesten über 180 Kilometer ausdehnt und in seinem unteren Teile von Ost nach West 50 Kilometer mißt. Der Sumpf ist ein unübersehbares Schilfmeer, in dessen mittlerem Teile einige unbewohnte Inseln liegen, während in nördlichen Gebiete vereinzelt Palmen auftreten. Scharen von Flußpferden und Herden von Elefanten wurden zahlreich angetroffen, andres Wild dagegen selten. Die in Menge vorhandenen Fliegen und Moskitos waren lästig und gefährlich. Der östliche, Gertrud-Nil genannte Flußarm, an dessen Seite der March ging, verschwindet als offener Fluß in Schilfmeere. Die Reisenden überschritten am Ostrand des Sumpfes eine Reihe tief einschneidender, von Lagunen eingenommener Buchten, deren Wasser stagnierte, die Gorgan aber für Mündungsstellen von Zuflüssen aus dem östlichen Gebirgslande hält. Einige Kilometer nördlich der Spaltung des Wahr el Zaraf wurde ein starker, aus dem Osten kommende Fluß passiert. Nach der Karte von Julius Perthes ist seine Quelle in den Gondoloro-Hügeln zu suchen; Gorgan hingegen vermutet, daß er

aus den Sümpfen strömt, aus denen auch der Bibro, der große Zuflußarm des Sobat-Flusses, ebenfalls eines rechten Nebenflusses des Wahr el Abiad, entspringt. In diesem Falle würde das Land zwischen dem Sobat-Flusse und dem Zaraf-Flusse eine vom Nil und seinen Nebenflüssen umschlossene Insel sein. —

Humoristisches.

— Die Konzession. „Ihr habt die behördliche Konzession zur Gründung eines Lustkurorts erhalten?“
„Ja, vor acht Tagen wurde unser Klima amtlich genehmigt.“ —
— Temperenzler-Diner. A.: „So, das Diner war so vornehm?“
Temperenzler: „Ja, zu jedem Gange gab's ein andres Mineralwasser!“ —
— Stillblüte. „Gleich einem rauschenden Wasserfall plätscherten die heißen versengenden Worte seiner Liebe aus seinem bartumflossenen Munde, die Brille des Vorurteils, die sich seit Jahren um Ellis Herz gelegt, in tausend Atome zerbröckelnd.“ —
(„Wegged. hum. Bl.“)

Notizen.

— Das bisherige Vereinsorgan des deutschen Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt, die „Zeitschrift für Luftschiffahrt und Physik der Atmosphäre“, wird am 1. Januar 1901 eingehen; die „Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen“ werden von diesem Datum ab das Vereinsorgan werden. —
— Die Deutsche Gesellschaft für Volksbäder ladet zu einem Wettbewerb zur Erlangung einer für den öffentlichen Vortrag geeigneten Abhandlung über Volksbäder ein. Der erste Preis beträgt 300 M., der zweite 200 M. —
— J. Nordens Komödie „Der Tugendbold“ wird demnächst im Münchner Schauspielhaus die Erstaufführung erleben. —
— „Gugeline“, Oper von Ludwig Thuille, Dichtung von Otto Julius Bierbaum, wird im Januar oder Februar im Opernhaus zum erstenmal in Szene gehen. —
— Arthur Sullivan hinterließ eine fast vollendete Oper „Die Smaragdinsel“, die während der Saison noch zur Aufführung gelangen sollte. —
— Die Große Berliner Kunstausstellung 1901 wird vom 4. Mai bis 29. September dauern. —
— Nach Vollendung des Museums für die pergamentischen Altertümer wird mit dem weiteren Ausbau des Museums für antike Kunst vorgegangen werden. Es wird bereits durch den nächstjährigen Etat eine erste Rate hierfür flüssig gemacht werden. Wie in dem Staatshaushalt für das laufende Jahr zum Ankauf einer Sammlung griechischer Münzen 380 000 M. bereitgestellt sind, soll, wie verlautet, ferner durch den nächstjährigen Etat ein Fonds zum Ankauf von Kunstwerken im Ausland ausgebracht werden. —
— Der Frankfurter Maler Max Kohnmann ist beauftragt worden, für die nächstjährigen Aufführungen des „Fliegenden Holländer“ in Bayreuth die Kostüme und die Bühnenausstattung zu liefern. —
— Der 22. Palaeologen-Kongress wird vom 7. bis 12. März in Berlin tagen. —
— Die Alaska-Indianer sterben aus. Auf der Insel Atka, die früher dicht bevölkert war, leben noch 73 Indianer und die Insel Atka, die größte Insel der Aleuten-Gruppe, die vor einem halben Jahrhundert der Sitz eines volkreichen Stammes war, zählt jetzt nicht mehr als 173 indianische Einwohner. —

Bücher-Einlauf.

— Victor von Kahlenegg: „Vilke Brandt.“ Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 2 M. —
— Nikolaus Krauß: „Der Förster von Komradreuth.“ Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 3 M. —
— Ernst Klotz: „Vom Sinn des Lebens.“ Drama. Leipzig. V. Elischer Nachflg. —
— Wilhelm Bölsche: „Goethe im 20. Jahrhundert.“ Berlin und Bern. Akademischer Verlag für sociale Wissenschaft. —
— Max Meffer: „Der Traum vom Weibe.“ Roman. Dresden und Leipzig. Karl Reißner. —
— Franz Neubaur: „Phrasien.“ Komödie. Leipzig. Richard Böyle. —
— Friedrich Dudmeyer: „Einer für alle.“ Drama. München. Staegemeister'sche Verlagsbuchhandlung. Preis 2 M. —
— Henry v. Thoreau: „Winter.“ Gedanken- und Stimmungsbilder. München. Verlag Conford. —
— Dr. Paul Ernst: „Friedrich Nietzsche.“ Heft 1 der Modernen Essays zur Kunst und Litteratur, herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Berlin. Gose und Tetzlaff. —
— Multatuli: „Millionen-Studien.“ Aus dem Holländischen übertragen von Wilhelm Spohr. Minden i. W. J. C. C. Bruhns Verlag. —